



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Die Epochen der deutschen Geschichte**

**Haller, Johannes**

**Stuttgart [u.a.], 1950**

Bürgertum und Adel

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-75797](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-75797)

darum auch die Staatenbildung aus. Nur der Süden, das Königreich Sizilien-Neapel, und der äußerste Norden, Piemont, machen eine Ausnahme. Hier ist der Adel der herrschende Stand und der Staat darum feudal und agrarisch. Im übrigen Italien ist die Stadt überall der beherrschende Kern des Landesstaates. Man braucht ja nur ihre Namen zu nennen, um es zu wissen: Mailand ist die Lombardei, Venedig ist nicht nur die Stadt, sondern ein ganzer Staat, Florenz ist Toskana — die Hauptstadt gibt dem Staat den Namen, wie sie ihm das Leben gegeben hat. Die Folge davon ist, daß dort der Bürgerstand alles ander überwiegt. Der heutige Adel selbst ist zu 99 Hundertsteln aus dem Bürgerstand hervorgegangen.

In Frankreich und England beherrscht das Territorium die Stadt, in Italien hat die Stadt das Territorium unterworfen. Deutschland steht in der Mitte. Hier ist es dem Fürstentum, das den Adel darstellt und führt, nicht gelungen, die Städte ganz in seinem Landesstaat aufgehen zu lassen; und noch weniger haben die Städte daran denken können, sich die fürstlichen Staaten zu unterwerfen. Infolgedessen bestehen hier Adel und Bürgertum nebeneinander als zwar nicht ganz gleichberechtigte, auch nicht gleich mächtige Faktoren, aber doch jeder in seiner Art für sich, vom andern abgesondert und ihm gegenüber auf Selbständigkeit bedacht.

Man kann darin einen Vorzug sehen, insofern dadurch das innere Leben der Nation eine Bereicherung erfährt. Aber es ist doch sehr die Frage, ob die Nachteile nicht größer sind. Unter dem Gesichtspunkt der nationalen Einheit und Zusammenfassung aller Kräfte war es jedenfalls kein Glück, daß zu der politischen Zersplitterung, die durch die Ausbildung der Landesstaaten geschaffen wurde, auch noch die scharfe soziale Scheidung trat, die das Bürgertum unabhängig vom Adel und in Gegensatz zu ihm hinstellte.

Denn Adel und Bürgertum sind in Deutschland Feinde, in einer Weise, wie man das in anderen Ländern gar nicht kennt. Noch heute. Das ist ein altes Erbteil; es beruht auf der Gegnerschaft, die seit den späteren Jahrhunderten des Mittelalters zwischen Stadt und Land,

Bürgertum auf der einen, Fürsten, Herren und Rittern auf der anderen Seite bestanden und sich zeitweilig und an manchen Orten zu erbittertem Haß gesteigert hat. In der gehässigen Verbissenheit, womit der demokratische Bürger noch vor einigen Jahrzehnten dem »Baron« gegenüberstand, klang etwas nach von der Stimmung der zahllosen großen und kleinen Fehden, die einst zwischen Städten und Herren ausgefochten wurden, von der ohnmächtigen Wut des wehrlosen Bürgers gegen die Stegreifritter, die ihrerseits den »Pfeffersack« verachteten, ausbeuteten und bei Gelegenheit »niederwarfen« und beraubten.

In diesen Kämpfen der alten Zeit waren Kräfte und Waffen zu ungleich, als daß es zu einer klaren Entscheidung hätte kommen können. Waren die Herren militärisch ohne Zweifel überlegen, so waren es die Städte finanziell ebensowohl. Mehr und mehr, das heißt je mehr mit steigender Zivilisation das Wirtschaftsleben sich entfaltete, nahm der Reichtum der Städte zu. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts wird Deutschland ein Land der Städte, der Industrie und des Handels, wo das Geld sich in den Händen der Bürger sammelt, während der Adel in seiner Masse verarmt. Ein Verhältnis bildet sich heraus, das man nicht natürlich nennen kann: politische und wirtschaftliche Macht stehen einander getrennt und feindselig gegenüber, und keine ist imstande, die andere zu überwinden und sich mit ihr zu vermählen.

Wer in diesem Streit etwa dem Bürgertum den Sieg wünschen möchte — wir hörten schon, daß er unmöglich war; aber es lohnt die Mühe, bei dieser Phantasie zu verweilen —, der würde doch schwerlich für die Gesamtentwicklung das Richtige treffen. Man kann es dahingestellt sein lassen, ob und inwieweit städtisches Bürgertum überhaupt zur Leitung eines größeren Staates befähigt ist. Zur Führung der deutschen Nation war der deutsche Bürger des ausgehenden Mittelalters jedenfalls wenig geeignet. Wir sprachen schon davon, daß ihm die Weite des Blickes noch mehr abging als seinem Rivalen. Der Bürger ist ja nicht nur Städter, sondern Klein-

städter. Auch die großen Städte jener Zeit sind in Wirklichkeit klein — man schätzt die größten auf etwa 20 000 Einwohner, so daß das heutige Tübingen nach damaligen Begriffen eine ganz große Stadt sein würde — und der Horizont von Menschen, die ihr Leben in einer Gemeinschaft von 10–20 000 Köpfen verbringen, abgeschlossen gegen die Außenwelt durch dicke Mauern, hohe Türme und enge Tore, die es vernehmlich künden, daß die Grundlage des Ganzen die Furcht ist; scharf unterschieden in Sitte und Lebensauffassung, gleichsam eine Ausnahme von der Regel — der Horizont solcher Leute kann nur eng und ihr Denken und Fühlen alles andere als groß und kühn sein. Die weiten Reisen, die der eine oder andere als Kaufmann zu machen hat, können diesen Mangel nur teilweise heben, er wird im Herzen, im Wollen und Streben immer ein Kleinbürger bleiben. Erst sehr spät, um 1500 erst, wird diese kleinbürgerliche Enge hie und da überwunden, aber es sind immer nur wenige Einzelne, denen das gelingt, wie die Fugger und Welser, deren geschäftlicher Horizont die Welt umspannt. Aber eben auch nur ihr geschäftlicher Horizont; der politische deckt sich damit keineswegs. Vielmehr fällt es auf, wie kleinlich gerade diese großen Kaufherren um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert in politischen Fragen denken und urteilen. Einen Jacques Coeur, den Großkaufmann von Bourges, der unter Karl VII. den Befreiungskampf Frankreichs gegen England finanzierte, sucht man unter ihnen vergebens. Sie denken an sich und höchstens noch an ihre Stadt. Der Kaiser ist ihr Freund, weil sie mit ihm gute Geschäfte machen, das Reich, die Nation scheinen für sie nicht zu existieren. Und das waren die Größten und Besten, Ausnahmen von der gemeinen Regel, und darum daheim auch nicht sonderlich geliebt.

So kommt denn alles zusammen, das Bild zu runden. Die unglückliche Anlage, die dem Volk von jeher anhaftete, die Neigung, das Einzelne, Eigene, Besondere auf Kosten des Allgemeinen, Ganzen, Gemeinsamen zu bevorzugen, hat durch die Ausbildung des Kleinstaates auf den Trümmern des Reiches die üppigste Nahrung er-

halten. Sie hätte durch den Staat und seine Aufgaben und Forderungen überwunden werden können und sollen, statt dessen ist sie gerade durch ihn in verhängnisvoller Weise gesteigert worden. Der Deutsche wird durch die Kleinheit der öffentlichen Verhältnisse, in denen er leben und sich bewegen muß, selbst eng und klein. Wie im Leben der Nation der große Zug fehlt, so fehlen auch die großen Charaktere, fehlt das große Wollen.

Ein unerfreuliches Bild, dieser *circulus vitiosus*, wo die unglückliche Anlage des Volkscharakters eine verfehlte staatliche Organisation erzeugt und die verfehlten Staatsformen wiederum die angeborenen Mängel des Charakters steigern und verewigen. Aber »die Welt ist voller Widerspruch«. Auch dieses Bild hat glücklicherweise eine Kehrseite, die ganz anders aussieht. Dieselbe Zeit, von der wir bisher so wenig Erhebendes zu sagen hatten, die den deutschen Kleinstaat und Kleinbürger geschaffen hat, sie hat dem deutschen Volke zugleich seine größte räumliche Ausdehnung und den Erwerb eines Ansehens und Einflusses gebracht, die noch lange vorhalten sollten und bis auf den heutigen Tag nachwirken — auch hier also Errungenschaften von bleibenderem, nachhaltigerem Wert und darum von größerer historischer Bedeutung als die glänzende Machtentfaltung der Kaiserzeit.